

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Gerdsdorff

(Nachdruck verboten.)

Erster Teil.

Ich habe in mein Schicksal eingegriffen. Wir Soldaten tun das nicht oft: den Wunsch aussprechen, in eine andere Garnison, zu einer anderen Truppengattung versetzt zu werden, selbst wenn der Wunsch berechtigt erscheint und gern gewährt würde, wie bei mir. Ja, gewiß berechtigt! — Bärensprungs Napoleon hat, als ich bei ihm im Stall war, ausgeleitet und mich am Knie getroffen. Ich lag vierzehn Tage. „Ausgeleitet“ sollte man wohl in der Schriftsprache nicht sagen, ebenso wenig, was ich ihm darauf antwortete: „Verst... A-s!“ Ueberhaupt das Niederschreiben mancher Dinge, den treffenden Ausdruck für Gefühle, Gedanken, Erlebnisse finden, ist nicht gerade leicht. Eher noch, wenn man es für sich allein schreibt. Gleichwohl muß ich dabei doch an den erhabenen kaiserlichen Geber denken und auch an Tante Lalli, die mir das in schönes grünes Leder gebundene Buch geschenkt hat. In grauer Vorzeit hat es ihr Großvater von unserm unvergesslichen Kaiser Friedrich als Student bekommen und dessen Namenszug steht auf der ersten Seite: „Seinem Harry von Rehn.“ Der Großvater hat nur eine einzige Seite darin beschrieben. Es hängt eine Geschichte dran. — Tante Lalli übergab mir das Tagebuch bei meinem Abschiedsbesuch als in Ehren zu haltendes Andenken. Eigentlich hatte ich auf einen braunen Lappen gehofft! Sie sagte dabei: „Nimm es hin, mein Kind. Gedanke, daß ich dir nichts Geringes gebe, und daß Kaiser Friedrich, der erhabene Dulder auf der Menschheit Höhen, seinen Namen nicht vor eine Lebensgeschichte gesetzt haben darf, die er selbst nicht lesen dürfte. Irrtümer und Fehler und allerlei Menschliches, selbst Allzumenschliches mag dreist auf diesen reinen, weißen Blättern stehen, auch von Torheiten und Leidenschaften mag die Rede sein, aber dann auch: Reue! Doch nicht tatenlose! Das ist eine Halbheit, und Halbheiten sind die elendesten Schwächen, die einer haben kann. Tatenlose Reue ist ein Erbteil schwacher Seelen, heißt es. Auf die letzten Seiten — sieh' mal, Harry (sie spricht's englisch aus), habe ich selbst ein großes Wort geschrieben. — Von Goethe ist's. Also zwei der erhabensten deutschen Männer beginnen und schließen dein Tagebuch — dazwischen du und dein Leben. . . . Wenn dir das nicht wie eine feste Richtschnur erscheint, Harry, dann tust du mir sehr leid. . . .“

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ hatte sie geschrieben. — Aber sie sagte mit ihrem verhaltenen Lächeln, bei dem ihre feinen Näskern immer so Lust ziehen und zittern: „Wer es freilich immer nur bei dem Versuchen und Streben bewenden läßt und nie an ein Ziel kommt, auf den könnte eher das alte Sprichwort passen: Der Wea zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“

„Dit ist das Buch nicht. Meine ganze Lebensgeschichte geht hoffentlich nicht hinein.“ meinte ich.

„Nein — behüte Gott!“ sagte sie. „Nur bis zu deiner Heirat oder Verlobung vielleicht soll es reichen. Du wirst ja früh heiraten. Sie haben alle früh geheiratet, deine Ahen, und waren noch jung, als ihre Söhne schon junge Männer waren.“

Ich muß immer wieder lesen, was ich auf der vorigen Seite geschrieben habe, sonst vergesse ich es, und ein sogenannter Genuß ist das Schreiben obnein nicht für uns Leutnants. Einige freilich ausgenommen, die sind dann mal große Schriftsteller geworden, die ich gern lese. Wer weiß, ich werde vielleicht auch mal einer.

Vorläufig habe ich noch nichts hineingeschrieben. Man hat wirklich mehr zu tun. — Von welchem Tage soll ich überhaupt anfangen. Das hätte ich Tante Lalli eigentlich fragen müssen. Ich sei ihr Erbe, wenn ich mich dessen würdig zeige, sagt sie. Hoffentlich brauche ich nicht von meinem ersten Tage anzufangen. Anfang, Mittelstück und Schluß muß aber doch ein vernünftiger Brief haben, also auch ein Tagebuch, das doch eine Art Brief ist, den man an sich selbst schreibt. Meines ist freilich etwas anspruchsvoller — mehr ein Brief an Kaiser Friedrich und an Goethe soll es ja wohl werden! Mir ahnt, daß beide am Stil keine besondere Freude haben und ihn nicht sehr klar finden würden. Es ginge ja auch über Leutnantskänste. Lieber zehnmal den Säbel in der Faust und den Feind in zehnfacher Ueberlegenheit in der Front, als die Feder und in der Front den Großonkel und Tante Lalli und die beiden erhabensten Männer Deutschlands. Tante Lalli ist eine Cousine meines Vaters und alte Jungfer, aber dies nicht aus Mangel an Heiratsanträgen. Hierüber spricht sie nicht, doch muß sie bildlich gewesen sein. Sie ist sehr reich und hat mich immer wie ihren Sohn behandelt, sie gibt mir auch die Zusage. Zu Weihnachten bin ich bis jetzt immer bei ihr gewesen, ich hoffe auch die nächsten Weihnachten. Ich war auch einmal ein ganz reicher Junge, aber unser Geld hat die Landwirtschaft und die Spekulation mit den Gestühen verschlungen.

Nun also, ich lag vierzehn Tage in meiner Wohnung. Lazarett war nicht nötig, nur Kühlen und Ruhe. Da kam der große Augenblick. Ein Vormittag wars und wunderbares Wetter, als der Oberbozse, während er mir die Sehnen strich und drückte und ich ärgerlich zuckte, die Worte sprach: „Wissen Sie, Rehn, für die nächsten vierzehn Tage verbitte ich mir Pausschritt und Parademarsch und . . . einen vollen Grund hätten Sie beinah, überhaupt das Laufen aufzustecken und lieber zu reiten. . . .“

„Lieber zu reiten!“ senzte ich. „Sie haben gut reden. Erstens habe ich kein Geld dazu; zweitens sind alle unsere ältesten Söhne beim ersten Garderegiment zu Fuß gewesen. Familientradition ist heilig — wenn Sie sich das denken können.“

„Du meine Zeit!“ sagte er achselzuckend, „wenns aber doch sein müßte.“ Er legt keinen Wert auf Tradition, aber

er weiß sehr gut, daß der Spruch da an der Wand, den ich selbst gemalt habe, in meinem Herzen brennt, in dem es heißt:

Gesundheit des Leibes,
Aus dem Rücken der Pflanze,
Am Herzen des Weibes —
Das Paradies der Erde!"

„Oder wollen Sie ganz quittieren?“ fragte er so oben hin. Und er weiß auch sehr gut, daß ich mit Leib und Seele, mit Knochen und Nerven und allem, was dem Menschen so „heilig“ zu sein pflegt, Soldat bin, und er kann mich gut leiden und sagt: „So ein bißchen Kavalleristenbeine haben Sie ja schon und solche Beine müssen von Rechts wegen den Gaul drücken, daß ihm alle Rippen krachen, statt sich noch weiter krumm zu lausen.“

„Na, dann lassen Sie mich doch zur Kavallerie — verfehen, verehrter Doktor,“ sagte ich böse.

„Wenn Sie wollen,“ entgegnete er und lachte listig, „außer mir werds am Ende keiner tun.“

Ich hatte mich hochgehört und durch meinen ganzen Körper schlug wie Feuerflammen.

„Doktor,“ sagte ich, „sprechen Sie im Ernst? Müßt' ich wirklich wegen der kleinen Sehnenzerrung da am Knie zur Kavallerie, wenn ich weiter dienen wil?“ Ich glaube, ich war puterrot und meine Stimme schnappte ein wenig, als hätte ich keine rechte Lust.

„Na — müssen...? Und er zuckte die Achseln. „Es kann ja auch ganz ausheilen. Kleine Schwäche bleibt wohl.“

„Und Sie meinen, ich könnt's mit gutem Gewissen — und Sie könnten mir so ein Attest geben?“ stotterte ich ordentlich ergriffen, gerade als draußen die Gardeulanen mit schmetternder Musik vorbeiraufzogen.

„Verantworten könnt' ich so ein Attest ja; aber wenn Sie sich recht schonen —“

„Den Ruckel werd' ich mich schonen!“ schrie ich und streichelte mein Knie und bat dem Napoleon das „Verfluchte A—s“ zehnfach ab. Denn eigentl. war er es, der mir den „fühlbaren“ Wink gegeben hatte: Lieber aufs Pferd, als hinters Pferd!

Jetzt hörts auf lachte zu regnen. Es prescht und prasselt eintönig auf das Fensterbrett meines Parterres hinab. Ich kann vom Schreibtisch aus auf die Straße sehen. Etel Nässe, alles eitel Glanz, die unregelmäßigen großen Pflastersteine glitzern, die Rinnsteine schwellen voll lehmigen Wassers. Ja, Rinnsteine — Dachrinnen, die ihre Ströme niedersaufen lassen, daß der Schmutz draußen hoch aufspritzt. Du bist nicht in Berlin, mein lieber Harry Rehn, wohnst nicht „Unter den Linden“. Straßenreinigung, Abflüsse, Kanäle sind hier unbekannt. In Zwietzsch, in der Wasserpolade, hilft die Natur sich selbst. Aber — du haists erreicht, das Ziel deiner stillen, heißen, einzigen Sehnsucht: das Pferd! Zwei sogar im Stall, dicht neben mir. Ich höre die löfliche Musik, die mir ihr Dasein bezeugt... dumpfes Stampfen, Reitenklirren. Chargenpferd: ein tüchtiger Gaul; gutes Kreuz, gute Beine, ein bißchen rohrt er, auch ein bißchen Sternchenfliser. Aber ich werds ihm schon legen. Dann mein eigenes Pferd, von Bärensprung gehandelt. Aber nicht der Napoleon, nein, so weit ging meine Dankbarkeit denn doch nicht. Apollo heißt er. Der dämliche Meier spricht „Apollo“. Wildschönes Haßblut. Aber wie Gott den Schaden besieht, kann der Kader den Ballasch nicht sehen! Wenn ich ran komme und es blinkt und rasselt so ein bißchen, dann muß ich ihn umkosen und umschmeicheln, wie eine spröde Schöne, der Kader läßt nicht auffigen. Eigentlich kann man solch heftiges Pferd nicht vor der Front brauchen. Aber der Kommandeur hier sieht es gern. — Meier riet mir, den Ballasch mit seiner blauen Puffschürze zu unwickeln. Ich wollte erst nicht, denn mit der Plempe in der Schürze wäre ich mir doch etwas unritterlich vorgekommen; aber als ich einmal keine Zeit hatte, meinem Apollo erst die Cour zu machen, versuchte ichs doch und stieg mit der Schürze auf. Na, ich danke! Auffigen ließ er wohl, aber als er merkte, daß ich mich ohne Auskneifen und Boden in den Sattel geschmuggt hatte, wollte er mit mir funkenstiebend zum Doktor hinaus samt dem Ballasch in der Schürze. Das wäre etwas für die Zwielftscher gewesen! Aber Meier hatte den Griebß, das Tor zuzuschlagen. Und dann brachte ich den närrischen Kauz allmählich doch zur Vernunft. Wenn er denn mal im Gange ist, macht er eine famose Figur, mit der feinen Haltung und dem übrigen

Apparat. Vor der Front muß man eben aufpassen. Der Oberst ist entzückt von ihm. Hauptsache: ja, was einem ein Pferd ist, weiß niemand so, wie ein Kavallerist, ein Gesteitssohn, ein Infanterist, der sich zur Stillung seiner Sehnsucht nach dem Pferd zur Kavallerie verfehen ließ, gleichgültig wohin, selbst weg von Berlin, von der Garde weg! Da heißt's so ziemlich alles opfern, was das Leben genußreich macht. Das geht noch über die sogenannte „unglückliche Liebe“. Kenn' ich allerdings nicht, aber die Leute schießen sich ja deswegen tot und lassen sich totschießen.

Auf der elenden Gasse ist kein lebendes Wesen zu sehen. Bloß drüben an seinem Leinen unverhangenen Fenster, in seinem dunklen Ladenstübchen sehr ich Wladzio Korrolewski gebückt sitzen, ein schwarzes Käppchen auf dem grauen Lockenkopf. Er macht's wie ich: schreibt in ein grünes Buch bei einer grünen Lampe neben sich, wahrscheinlich aber kein Tagebuch und keine Lebensgeschichte, sondern wohl etwas Enträglicheres. — Er ist mir so nahe, daß ich über unser Gäßchen hinüber ihm fast die Hand drücken oder von Fenster zu Fenster mangels anderer Beschäftigung mit ihm plaudern konnte. Wer weiß, wie weit mans hier noch einmal bringt. Zwischen Fenster und Tür hängt windschief ein viel zu großes, ewig laut jammerndes Schild, das früher wohl über einem großen breiten Schaufenster paradiert haben muß. Darauf steht mit grünspanig angehauchten Goldbuchstaben auf einwärts blauem Grunde:

„Antiquitätenhandlung von Wladzio Korrolewski
On parle français English spoken.“

was mir immer ein erstauntes Kopfschütteln ablockt. — Ich habe noch nie ein Bild traurigerer Herabgekommenheit gesehen, das so vielsagend in vier Sprachen von ehemaligen besseren Zeiten redet, das heisere Akkompagnement bei jedem Windzug ganz ungerichtet. Fürwahr! eine geradezu tragikomische Staffage zu dieser elenden, menschenleeren Gasse und zu diesem scheußlich regennassen Oktoberabend: „On parle français — English spoken!“ Und darüber guckt auch noch ein verzweifelt abgelebter Kater zur offenen Dachlufe heraus.

Ich bin jetzt mit Wladzio Korrolewski so gräßlich allein auf der Welt, daß ich mit meiner Schreiberei hier abbrechen und mich in bessere Gesellschaft begeben will, in den Stall zu meinem geliebten Hotteppferdchen. Meier füttert jetzt, und da sehe ich immer zu und unterhalte mich mit ihnen. Wir verstehen uns so gut. Man kann wirklich auf der ganzen Welt keine schöneren Augen sehen, als solch ein edles Pferd hat, so klar und ernst, so ruhig, überlegen und doch so gut! Selbst bei den unedlen, den armeligsten Pferden. Was für eine tiefe Traurigkeit und Ergebung, was für eine stumme, vorwurfsvolle Frage liegt in ihren Augen! Ich habe mich schon manchmal ganz betrübt abgewendet, wenn ich an einem Droschkengaul vorbeistrich und gerade solche Augen ganz unmittelbar auf mich gerichtet sah. Ein großer Kaler hat einst ge, wenn er die Begriffe Geduld und Ergebung personifizieren sollte, so würde er ihnen nicht die Gestalt eines Engeß, sondern eines Droschkengauls geben.

Was macht man eigentlich sonst in Berlin um diese Zeit? — Wo ich hier schon stundenlang schreibe, weil ich nichts Besseres zu tun habe, bis zum Abendessen im „Eldorado“. Ganz anständiges Hotel übrigens. Wir jüngeren Herren essen da öfter abends, das Kasino ist etwas weit draußen, da wo die letzten Häuser stehen, ein ehemaliges Kloster. Ganz feudal.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alten Kalendern.

Von Th. Ebner-Ulm.

Das viele Lesen war früher im deutschen Volke nicht üblich. Es hatte wichtigere Dinge zu tun. Ob es ein Vorteil war oder nicht, wer will das bestimmt sagen. Die Welt ist heute nicht besser und nicht schlimmer als früher, als des gemeinen Mannes einzige Lektüre neben der Bibel und dem Gebetbuch der Kalender war. Und auch an dem haben die Jahrhunderte lange herumgearbeitet, bis er sich zu einem Volksfreund ausgewachsen hatte. Man merkte sich eben bis dahin die Tage und Wochen und Monate und Jahreszeiten so gut es ging, mit allerlei einfachen Hilfsmitteln, und da der erste gedruckte Kalender erst um das Jahr 1476 erschien, dauerte das ziemlich lange. Dieser Kalender, bearbeitet von dem Astronomen Müller von Königsberg, war dafür aber auch gleich auf 30 Jahre berechnet, und da ein Exemplar mit 12 Goldgulden bezahlt wurde, brachte er seinem Herausgeber ein schweres

Geld ein. Es redete da freilich bet der Bearbeitung eines solchen Kalenders auch immer noch ein gut Stück Astrologie mit und auch ein Gelehrter, wie der berühmte Doktor Theophrast Bombast Paracelsus verschmähte es nicht, sich in die Reihe der Kalendermacher zu stellen. Ja auch der nicht weniger berühmte Astronom Kepler gehörte zu den Kalendermachern.

Der Inhalt aller dieser alten Kalender ist so ziemlich immer der gleiche. Einen breiten Raum nehmen schon hier allerlei haus- und landwirthschaftliche Vorschriften ein, die heute freilich nur noch als Kuriosa gelten, wenn z. B. als Mittel gegen das Kalenbluten das Legen einer pulverisirten Schnecke auf die Steine empfohlen oder bei dem Nährwert der verschiedenen Fleischsorten das Schweinefleisch an erster Stelle genannt wird. Nach und nach kommt freilich auch in den Inhalt der Kalender so etwas wie ein geschichtlicher Zug. Nicht ohne Bezug darauf wurden sie deswegen oft als Botten bezeichnet. Der Titel dafür ist freilich manchmal noch ziemlich weitläufig. „Der Hindend und Störwend doch eifertig steigende und laufende Reichs Vott: Evangel. verbesserter catholischer Reuer und Alter Julianisch. Röm. Kayserl. Reichs-Staats-Kriegs-Siegs- und Geschichtskalender. Auf Frankfurtisch scheinbarem Meridian-Horizont und Polhöhe 50° caluisti von Friedrich Wohlgenuth genannt der Dinkende Vott, der mathemat. Künsten und denkwürdigen Geschichten Liebhaber“. Das ist der Titel eines Kalenders, dessen Inhalt eine ganze Reihe geschichtlicher Begebenheiten anzeigt. Daneben gehen allerdings auch jetzt schon allerlei belehrsame Kalendergeschichten, für welche bekanntlich J. B. Hebel das bis jetzt unerreichte Vorbild geliehen ist, und daß die Kalendermacher auch vor Schauer- geschichten nicht zurückzucken, das beweist der Bericht „Von einer unerhörten Greulichkeit, so eine Mutter in Frankreich vor kurzer Zeit wider ihre eigenen Kinder gebraucht hat. In welchem Scythierland ist eine solche greuliche That jemal“ verbracht worden, welche ich jetzt beschreiben will? Welch, Wöflin, Tigerherz und Prach, ja allergrausamstes Thier des Landes Dhyofania kann wohl einer solchen Mutter verglichen werden. Es ist ein Exempel ohne Exempel.“

Sehen wir uns in einem solchen Kalender — nehmen wir einmal einen aus dem Jahre 1659 — etwas näher an. Neben einem Kalendarium, das wesentlich die gleiche Form zeigt, wie das der heutigen Kalender, bringt er „kurze Anzeigen der vornehmsten Kriegshändel, und anderer denkwürdiger Sachen, die sich von Anno 1650 bis 1658 in Röm. Reiche, von 1655 bis 1658 zwischen den Schweden, Polen und Moskowitern und derer Alliierten und von Anno 1657—1658 zwischen den Schweden und Dänen begeben haben“ und fügt dieser politischen Jahresübersicht für jeden Monat Gesundheitsregeln bei, die nicht ohne Humor sind. Es seien deren nur die für die letzten drei Monate des Jahres bestimmten angeführt.

Weinmon.

Argneyen das ist jey und gut,
Haß Du zu viel, so laß Dein Blut,
Iß ringe Speiß und halt dich wohl,
Ein Uebung hab, trind Dich nicht voll.

Wintermon.

Iß wärmend Speiß, trind starken Wein,
Doch nicht zu viel, laß Argney seyn,
Ueb Dich im Fetz doch nicht zu sehr,
Ueb mäßiglich, folg meiner Lehr.

Christmon.

Vom Schweinefleisch ist nicht zu viel,
Der Magen macht sonst böses Spiel,
Iß hitzig Speiß, trind starken Wein
Und laß Argneyen jeyund seyn.

In keinem Kalender fehlte natürlich das Kapitel vom Purgiren und Aderlassen und fehlte auch nicht die „Große Practica oder (wie es insgesamt genannt wird) eine Vorsorgung, das ist Beschreibung derjenigen Dingen, welche sich in dem gestirnten Himmel, in der Luft und unten auf Erden zutrogen werden, neben ausführlichem Bericht von den Finsternissen“. Da kommen nun die vier Jahreszeiten mit ihren Wetterausichten, kommen die einzelnen Monate mit der Bitterung und den „vermutlichen Weltwändeln“ und natürlich auch die landwirthschaftlichen Rathschläge, sowie Belehrungen über Krankheiten, die nach einem solchen Kalender zumeist von den herühren, „was wir essen und trinden und von dem Lustt, den wir als ein notwendiges Stück der Erhaltung unseres Lebens an uns ziehen, und in uns schaden. — Deswegen jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, sich vorziehen und mäsig leben soll. Es werden sich erklich allerley kalte klässige Krankheiten, hernacher aber hitzige Fieber, Kopffwehe, Seitenstechen, und dergleichen erzeigen, und vielen den Gerauh machen, welches doch Gott verhüten und uns ein gesundes Jahr verleihen wolle.“

Daß auch die Unglückstage namentlich im Bauernkalender eine große Rolle spielten, ist wohl kaum überraschend. Sie sind ja freilich nur heidnische Erbschaft, die der christlichen Geisteslichkeit mancherlei zu schaffen machte, so daß ein bayerischer Geistlicher schon im 7. Jahrhundert Gelegenheit nimmt, eifrig dagegen zu sprechen. „Nicht wenige“, sagt er in einer Predigt, „fallen auch

in diese Vaster, da sie sorgfältig zu erwähen suchen, an welchem Tage sie auf Reisen gehen sollen. Sie nehmen ängstlich Rücksicht auf Sonne, Mond, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn, ohne zu wissen, die Unseligen, daß falls sie nicht durch Buße sich reinigen, sie an der Höllenqual teilnehmen, deren trägerische Ehre sie augenscheinlich auf dieser Erde fördern. Deshalb liebet vor allem jene abergläubischen Greuel und meidet sie wie tobringendes Gift.“ Und weiter führt der Geistliche dann aus, daß Gott die Sonne und den Mond als unsere Wohlthäter und nicht als unsere Götter erschaffen, weshalb wir ihm zu ewigen Dank verpflichtet sind. Merkur, Jupiter, Venus und Saturn sind aber nach der Sage, verworrene, habüchtige, gewalttätige und wollüstige Bösewichte gewesen, und zu einer Zeit geboren worden, als die Kinder Israel in Aegypten waren; damals auch seien die Tage nach ihnen genannt worden gegen Gottes Geheiß, da frühen die Tage als erster Tag, zweiter Tag usw. bezeichnet werden mußten. Und in einem alten Kalender heißt es nach Ermahnung solcher Unglückstage: „So auch die heutige Astrologi halten vor gewiß, das obbeschriebene Tage unglückliche Tage seien, an denselben soll niemand zur Aderlassen, auch nicht Argney einnehmen, denn, sagen sie, derjenige so auf einer dieser Tagen in eine Krankheit fällt, so werde er daran sterben, und nit wieder genesen; dergleichen so einer Blut von sich laßet, er sey zur Aderlassen, Schröpfen, Fassen oder sonstviel Blut von ihm geht oft einen verworrenen Tag, der wird sterben oder sonst in langweilig Krankheit verfallen. Sie beweisen auch aus Heilschrift alten und neuen Testaments, daß auff die verworrene Tag alle Unglückfälle vorgegangen als zum Exempel die Sündfluth, das Feuer zu Sodoma und Gomorcha, der Tod Absalons, der Tod Judas, welcher iust auf den 9. April gebohren und wiederum auf gleichen Tag in die ewige Wein eingegangen. Von unsern Zeiten haben viele Gelehrte noch genommen, daß große Ueberchwemmungen der Wasser, Erhebungen und andere Unglückfälle iust auff einen verworrenen Tag geschehen.“

Für das Esch hat bereinst August Stöber 41 solcher Unglückstage festgesetzt: den 1., 2., 6., 11., 17., 18. Januar, den 8., 16., 17. Februar, den 1., 12., 13., 15. März, den 3., 15., 17., 18. April, den 8., 16., 17., 30. Mai, den 1., 7. Juni, den 1., 5., 6. Juli, den 1., 3., 14., 30. August, den 15., 18., 20. September, den 15., 17. Oktober, den 1., 7., 11. November und Dezember. Anderswo kommen hierfür noch in Betracht der 7. und 30. Januar, der 29. Februar, 22. März, 9. und 20. April, 14. Juni, 14. August, 7. September und 19. November.

„So ein Kind in diesen Tagen geboren wird, bleibt es nicht lange bei Leben und so es gleich bei Leben bleibt, wird es armelig und esend. Wenn sich einer in diesen Tagen verheiratet, die verlassen gern einander und leben in Streit und Armuth.“

Wenn einer reisen thut, kommt er gemeinlich ungesund wieder nach Haus, oder er leidet am Leib oder seinen Sachen Schaden.

So soll man auch in diesen Tagen keinen Bau anfangen, kein jung Vieh absetzen, das zur Zucht bleiben soll; es hat kein Gedeihen, viel weniger etwas ausfüen oder pflanzen; man fange an, was man will, so kommt alles zu Schaden.“

Als Unglückstage, an denen man nicht reisen soll, kommen auch noch der 1. März, der 17. August und der 1., 2., 3. September in Betracht, und die allerlichstunlichsten Tage sind der 1. April, an dem Judas geboren wurde. (Oben ist hierfür der 9. April genannt), der 1. August, wo der Teufel vom Himmel geworfen wurde, und der 1. Dezember, wo Sodom und Gomorcha verfanen. „Welcher Mensch in diesen drei unglücklichen Tagen gebohren wird, der stirbt eines bösen Todes oder er wird von der Welt zu Schaden und auch jekten alt.“

Gute und schlimme Tage! Glaubt der moderne Mensch heute, wo Mars regiert die Stunde, noch an solche? Wir wollen diese Frage gissen lassen. Wer still beobachtet, kommt da auch in unserer aufgeklärten Zeit auf manche seltsame Dinge, und wir wollen es lieber mit einem alten Kalenderspruch halten: „Gessegne Dir Gott, lieber Leser, jeglichen Tag.“ Das ist auch eine alte Praktikla.

Die Spur des Krieges im Antlitz der Erde.

Noch kurz vor seinem Tode hat der große Geograph Friedrich Ratzel, der Schöpfer der wissenschaftlichen Geographie des Krieges, in einer Unteruchung der erdkundlichen Probleme der Vergangenheit und Zukunft auf die Veränderungen hingewiesen, die das Antlitz der Erde in seinen weltewigen Zügen durch einen längeren modernen Krieg erleiden würde. Die ganze Wirkung des Weltkrieges hat er freilich nicht ahnen können, der in den riesenhaft ausgedehnten Operationsgebieten strichweise das Landschaftsbild völlig geändert hat. In den Bogenen und Argonnen, im Osten in dem nadelholzreichen Gouvernement Suwalki sind, alles zusammengerechnet, viele Quadratmeilen Wälder niedergeschlagen, um der Artillerie freies Schußfeld zu schaffen und Material zu Befestigungszwecken, Brennholz für millionenstarke

Armeen zu gewinnen usw. Mit dem Fall der Wälder ist zugleich das Wild und das Handwerk vergrämt; die Folge davon ist eine Ueberhandnahme von Feldmäusen, Damsiern und ähnlichen Schädlingen des Feldes, die ihrer natürlichen Feinde beraubt sind. Auch klimatologisch kann die Vernichtung ausgedehnten Waldbestandes, worauf der große Klimatologe Prof. Dr. Hann schon hingewiesen hat, folgenschwieriger werden: Wird der Wald mit seiner die Niederschläge regulierenden Tätigkeit aus der Wirtschaft der Natur ausgeschaltet, so ist die Landschaft allen extremen meteorologischen Erscheinungen, so vor allem Wetterkatastrophen, schutzlos ausgesetzt, d. h. sie verödet allmählich. Damit wird aber wieder wirtschaftliche Arbeit für viele Hände frei, das Verförnte überall wieder herzustellen oder die Wirkungen der Zerstörung zu paralisieren — ein ungewollter Nutzen des Krieges auf Kosten der Natur. Unzählige Naturschönheiten und historische Naturdenkmäler vernichtet die eiserne Notwendigkeit der Kriegsführung, romantische Felsen werden gesprengt. Bäche abgelenkt oder verschüttet, uralte Baumriesen gefällt, wie die gewaltige Eiche von Antwerpen, wo das Brunkzelt des Herzogs von Parma bei der denkwürdigen Belagerung der Stadt im Freiheitskampfe der Niederländer gegen Philipp II. von Spanien gestanden haben soll, und manches andere mehr. Schon als Egmont, Prinz von Gavre, bei Sanft Quentiu siegte, krönten vier Windmühlen den „Feldherrnhügel“ bei dem Vertchen und, gewiß mehr durch Zufall als aus Pietät, blieb über ein Menschenalter hindurch die alte riesige Mühle erhalten, von der aus General von Goeben die glorreiche Schlacht 1870 geleitet hatte — heute weht der Wind über eine fahle Höhe, auf der verkohlte Balkenreste von dem grauen Mühsichtslosigkeit des Weltkrieges zeugen. Denkmäler zerstört, Ruinen schafft der Krieg. So manches zerstörte flandrische oder französische Ahnenschloß liegt in Trümmern und wird nie wieder aufgebaut werden, weil der Letzte des Geschlechts fiel und über seiner Gruft sein Wappenschild zerbrochen wurde. In der Mark Brandenburg sind so die Güter des alten Herrengeschlechts der von Lüderitz herrenlos geworden. Die dauerndste Wirkung des Krieges aber sind durch die Zerstörung ganzer Städte wie Orthes und durch den Durchbruch von Deichen, wie es an der belgischen und nordfranzösischen Küste geschah, hervorgerufen. Hier ruht das Grauen des Krieges noch Generationen lang über der Landschaft, und düstere Sagen werden die Stätte umgeben, wo der Weltkrieg seine Spuren eingrub. B.

Vermischtes.

* Die Peilung des stumm gewordenen Soldaten Eine merkwürdige Peilung des englischen Korporals Drucker, er im Felde die Sprache verloren hatte, wird in Londonsen Blättern berichtet. Während der Soldat auf einem Lager ausgestreckt lag, plagten drei große Gelschosse in seiner unmittelbaren Nähe und er wurde von der aufgeworlenen Erde völla begraben. Als die Kameraden ihn betreten, rielt e es sich, daß er infolge des nervösen Schreckes stumm geworden war. Man schickte ihn darauf nach Hause. Die Mutter, die über das Unglück ihres Sohnes sehr unglücklich war, kam auf den Gedanken, daß ihn da er durch einen Schod der Sprache beraubt war, ein zweiter Schod wieder heilen könne. Als nun der Sohn eines Tages nach Hause kam und sich zu ihr in die Küche setzte, um ihr mit trauriger Miene zuzusehen, setzte sie ihr Vorhaben ins Werk. Sie ging zu den Nachbarn und bat diese, laut zu schreien, wenn sie ein Geräusch hören würden. Dann nahm sie eine kleine Laterne und ging eine Treppe hinauf, wo sie so tat, als ob sie ausatmete und mit großem Lärm die Treppe hinunterstürzte, wobei sie zu schreien anfing, so daß auch die herbeileitenden Nachbarn in ihr Geschrei einstimmten. Da sah man, wie der stumme Sohn der Frau aus der Küche zu der scheinbar herabgestürzten Mutter hinlief und vor Schreck ohnmächtig bei ihr zusammenbrach. Zunächst glaubte man, daß der Schod, den er erlitten, zu groß gewesen wäre und ihn getötet hätte. Aber nach fast einer Stunde kam er wieder zu sich, und wenn es ihm auch nur mit Mühe gelang, er konnte doch das Wort „Wasser“ hervorbringen. Seitdem begann er ganz langsam wieder zu sprechen, und bald war er so weit, daß die Mutter ihm mahnen mußte, seine Kräfte zu schonen; aber auf ihre Vorstellungen pflegte er zu antworten: „Ich muß doch nachholen, was ich verjäumt habe.“

* Aus dem französischen Schimpfregister über Bismarck. Wenn wir das wüste Geschimpf lesen, das heute die französischen Blätter auf die führenden Männer Deutschlands anstimmen, so erleben wir damit nur eine Wiederholung jener Schimpfereien, die 1870 der gallische Dahn in die Welt hinausbrachte. Und keinem ist es damals übler ergangen als Bismarck.

Wir werden die neuen Benennungen der Deutschen und ihrer Führer, die ja an libelrieuender Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, nichtiger einschätzen, wenn wir eine kleine Blütenlese aus dem reichen Schimpfbuschel veranstalten, mit dem die Franzosen 1870 den Schöpfer der deutschen Reichseinheit bedachten. Worte wie „Der furchtbare Eisenlangler“, „der Mann der Gewalt, der das Recht unerdrikt“, „der Allerniedrigste“, lassen noch eine gewisse Hochachtung erkennen; ebenso „der verächtliche Schöpfer der Politik von Blut und Eisen“, „der Schüler Macchiavellis“, „der Großpreuße“, was an „Großstücke“ erinnern soll. Schlimmer ist schon: „Der große Beelzebub“, wie ihn die radikalen Mütter nannten, „der Wohl im Fleische der Gesellschaft“, „der politische Fuchs“, „der Oger der Wilhelmstrasse“, wie ihn die „Monde“ ständig bezeichnete, „der verhaßteste Mensch Europas“, „dieser neue Tyrann des Weltalls“, „der Ozeanpionier der Revolution“, „der Mann mit dem Teufelsbuckel“, „der Feind des Katholizismus“, ein Wort Beauvois, „der scheußliche Teufel“, „der Vater seines Herrschers“, „die Art einer neuen Welt“, „dieser brutale Beförderung des Bösen“, „dieser Nero“, „Jupiter, der an der Spree donnert“, „dieser verzweifelte Spieler, den stets das Glück begünstigt“, „dieser schreckliche und bizare Verlon“, wie ihn die Zeitung „Univers“ gern nannte, „der ewige Blaugeißel der Welt“, „der neue Herzog von Alba“, „der Vene adirektor der deutschen Politik“, „der grenzlose Einkiedler von Barmen“, „eine Art Louvois, in dem der Geist Richelieus lebt, brutal, unerbittlich und feinen Widerstand duldend“, „der Mann des ewigen Kampfes und Hasses“, „die drohende Schildwache an unseren Grenzen“. Aus dieser kleinen Auswahl aus dem unendlich reichen Swamp reißt, in dem alle Spielarten der Furcht, der Wut und einer unbewußten und unheimeligen Bewunderung enthalten sind, geht zur Genüge hervor, daß die Franzosen auch früher schon um Worte nicht verlegen waren, wenn die Taten mit ihrer nationalen Eitelkeit nicht in Einklang standen.

Büchertisch.

— Das 18. Heft der Zeitschrift „Der Völkerrkrieg“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) bespricht die Schilderung der ostpreussischen Kämpfe, deren einzelnder Darstellung das vorhergehende Heft gewidmet war, mit einigen trefflich ausgewählten Episoden. Es ist überhaupt ein Verdienst der Zeitschrift, daß sie sich nicht mit der sorgfältigen und interessanten Wiedergabe der großen Ereignisse begnügt, sondern ihnen stets eine Analyse von Einzelereignissen, kleinen Gemälden und Briefen anhängt, in denen die Umwelt der Kämpfer und der Geist der Zeit ganz besonders lebendig werden. Ein kurzer Hauptabschnitt entwickelt dann in klaren Umrissen ein Bild von Ostlands innerer Lage während der galizischen und ostpreussischen Kämpfe. Die Verwaltung in den von den Deutschen besetzten Landesteilen, Hof und Heuerma, Presse und öffentliche Meinung, die Lage der gefangenen Deutschen, die Gärung in verschiedenen Provinzen und die wirtschaftlichen Folgen des Krieges werden an der Hand besser Quellen geschildert. Die zweite Hälfte des Heftes hat die Kämpfe der österreichisch-ungarischen Armee gegen Serben und Montenegriner zum Gegenstand. Wenn man die erste Seite vor den slavischen Namen und Ortsbezeichnungen überwinden hat, findet man, daß dieser „Nebenkriegshauptakt“ nicht weniger interessant ist als die anderen. Besonders spannend lesen sich die Abkämpfe über die Vernichtung der serbischen Timokdivision und über die Kämpfe von Cattaro. Vorzügliche Bildnisse der russischen Generale und Minister, sowie Ostnamen von russischen, serbischen und österreichisch-ungarischen Truppenteilen schmücken das Heft, dem auch eine gute Karte von Westserbien und Montenegro beigegeben ist.

St. Aufgabe.

Vorhand erhält folgende Karten:



Sie spielt Grün(Bique)-Solo, kann aber nur 45 Augen beimbrinnen. — Welche Karten besaßen die Gegner und wie wurde gespielt? (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

B	I	E	R
I	L	L	O
E	L	I	S
R	O	S	E